

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 17.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Wie in einem Ausbruch des Entzückens wies Schweder auf die Eintretenden und rief begeistert:

„Sehen Sie, meine verehrtesten Herrschaften, während ich die Ehre hatte, Herrn Alster den Eintritt meines Freundes Sentbeil in die so schöne Gemeinschaft der Namen und Häuser Wichtel und Alster anzukündigen, hat sich das Bündniß selbst zwischen unserm allverehrten Herrn Justizrath und Sentbeil bereits vollzogen. Dem Herrn Justizrath Wichtel, welcher in garnicht hoch genug zu schätzendem Entgegenkommen meinem Freunde die Hand geboten und damit seinerseits den ihm gebührenden hervorragenden Antheil an der Gründung der hoffentlich bald die industrielle Welt beherrschenden Vereinigung Alster, Wichtel und Sentbeil genommen, gilt dieses Glas, — er soll leben!“

Und wieder rief Schweder Hoch, und ebenso wie vorher stimmte der Oberbaurath mit voller Kraft seiner Donnerstimme und in überströmender Begeisterung ein.

Er hatte heute wirklich seinen guten und glücklichen Tag, der Herr Schweder. Bei allem, was er that, traf er das Richtige, das unter den gegebenen Verhältnissen Zweckmäßigste, und alles gelang ihm.

Zum Unterschiede von seiner ersten Rede hatte er jetzt ungewein geschwind und undeutlich gesprochen, sodaß ihn der Justizrath wahrscheinlich auch nur halb verstanden haben würde, wenn er selbst vollständig nüchtern gewesen wäre. Nur auf die Worte: „diesen schönen Bund“, „allverehrter Justizrath“, „garnicht hoch genug zu schätzendes Entgegenkommen“, „gebührender, hervorragender Antheil“, „Vereinigung Wichtel“ und „soll leben“, legte er den allernachdrücklichsten Ton. So hatte denn der Justizrath auch keine Silbe weiter verstanden, als diese Worte, und da ihm mit Hülfe von Schweders übermächtigem Verbündeten, dem Johannisberger, längst jeder Schatten bösen Verdachts abhandeln gekommen war, ließ er sich mit dem erfreulichen Bewußtsein, daß der „wirklich ganz famos Kerl, der Schweder“, ihm, wie er sehr richtig selbst bemerkt hatte, „gebührendermaßen“ eine Ovation dargebracht hatte, genügen.

Dementsprechend dankte der Justizrath huldvoll, versicherte, daß er, abgesehen von der, seiner Meinung nach, etwas zu hohen Werthschätzung seiner Person, mit „unserm gemeinsamen, ausgezeichneten Freunde Schweder“ in erfreulichster Weise einverstanden sei, und zechte mit neu angestachelter Tapferkeit weiter.

Alster war über diese höchst unerwartete Zustimmung so entzückt, daß er seinem lieben, alten Wichtel einmal über's andre

um den Hals fiel und ihm betheuerte, seine warmen Worte hätten ihm unbeschreiblich wohl gethan und dem heutigen schönen Abend die Krone aufgesetzt. Er müsse gestehen, er empfinde heut mehr als je in seinem tiefsten Innern die Wahrheit des Sprüchwortes „Einheit macht stark“, und könne aus seiner eigenen Erfahrung noch hinzufügen: „auch glücklich“.

Diese Expektoration Alsters rief auf des Justizraths hochgeröthetem Antlitze ein schadenfrohes Lächeln hervor. Alster war offenbar angekeimt, fabelhaft angekeimt, er schwächte greulichen Unsinn, wahrscheinlich glaube der Gute, er, der Justizrath, hätte ihm, Alster, ein Hoch gebracht. Der Justizrath amüßte sich kostbar über dieses, allerdings einen enormen Grad von Bezechttheit verrathende Mißverständnis. Na, um so besser, schloß er diese seine lustige Gedankenreihe, wenn der eingebildete Schwäger sein Hoch in der Einbildung schon weg hat, brauche ich keins mehr auszubringen, eine Unterlassung, die er andernfalls gewaltig übel genommen hätte.

Während sich so alles in Gemüthlichkeit und Wohlgefallen auflöste, machte neben Schweder nur Frau Sentbeil die kaltblütige und scharfsichtige Beobachterin. Ein verächtlicher Zug hatte sich um ihre Mundwinkel gelagert, und wenn sie einen flüchtigen Blick auf Schweder warf, legte sich ein Schatten tiefer Entrüstung auf ihre hohe, blendendweiße Stirn.

Der abscheuliche Mensch hatte hier eine Komödie aufgeführt, bei der er sich unterstanden hatte, auch sie als seine Marionette auftreten zu lassen. Noch jetzt begriff sie trotz schärfster und aufmerksamster Beobachtung nicht völlig, um was es sich ihm eigentlich gehandelt habe. Nur soviel sah sie, daß ihr Gatte — wenn er überhaupt noch zurechnungsfähig war, hatte er sich doch schmachvollerweise, wie alle die andern, mit Ausnahme des Intriguanten Schweder vom Weine überwältigen lassen — daß ihr Gatte mit Schweder im Einverständnisse war und über das, was dieser gethan, seine heimliche, aber darum nur um so tiefere Befriedigung empfand.

Sie mußte wissen, was für ein Geheimniß die beiden mit einander hatten, noch heut, ohne allen Verzug, mußte sie es erfahren. Darum mahnte sie ihren Mann an den Ausbruch und fand sich dabei von Schweder unterstützt, der dem Gatten einen Wink gab, worauf dieser sich ohne Widerrede zur Heimkehr anschickte, obgleich er vorher die größte Lust zur Opposition und zum längeren Verweilen in der, „seinen abgeschmackten Begriffen nach“, ausnehmend liebenswürdigen und interessanten Gesellschaft gezeigt hatte.

Die Bemühungen Alfters, Frau Senkbeil zu halten, scheiterten an deren hartnäckiger Ablehnung, und so blieb dem galanten Herrn nichts weiter übrig, als die Dame und ihren Eheherrn in seinem Wagen nachhause zu bringen, was denn auch mit kühler Herablassung angenommen wurde.

Und damit war der schöne Abend zur Reige gegangen. Denn was dann noch folgte zwischen dem zurückbleibenden Triumvirate Wichtel, Schneemann und Schweder lohnt die Mühe der Schilderung nicht.

Nach mehrstündiger Fortsetzung des Kampfes brachte Schweder erst den Justizrath und dann den Oberbaurath in seiner Droschke nachhause. Dann begab er sich selbst zu der, wie er meinte, wohlverdienten, aber leider nur kurzen Nachtruhe, da er am folgenden Morgen mit ein paar raschen Zügen die so glücklich begonnene Partie zu ihrem noch glücklicheren Ende zu führen gedachte.

* * *

An einem schönen Sommermorgen, zwei Jahre nach den im Vorangegangenen geschilderten Ereignissen, ging es im Seherjaale bei Gandersberg und Kompagnie wieder einmal sehr lebhaft zu.

Der Schlaupf Därmig hatte, wie es zwar auch nicht selten geschah, eine überraschende Neuigkeit mitgebracht, eine Neuigkeit, die darum ungewöhnliche Sensation machte, weil sie die Firma Gandersberg und Kompagnie und das Leben und Arbeiten der Seher selbst auf das nächste berührte.

Zu seiner pflügenden Art hatte Herr Därmig das Interesse für die Angelegenheit zu erhöhen gewußt. Er hatte anfänglich nur Andeutungen verlauten lassen, bei denen sich seine Kollegen alles Mögliche denken konnten, und war erst nach stundenlangem Hin- und Herzerren und als die künstlich erzeugte Spannung bereits in ihr Gegentheil, die Abspannung, umzuwechseln drohte, mit der Behauptung herausgerückt, in P. würde vom nächsten Ersten ab, dem ersten Juli nämlich, eine zweite Zeitung, und zwar eine täglich erscheinende, in großem Formate herausgegeben werden.

„Von wem herausgegeben? Wo soll sie gedruckt werden? Wer wird sie redigieren?“ so schallten die Fragen von allen Wänden des Seherjaales wieder.

„Wer sie herausgibt — das weiß ich nicht. Wer sie redigieren wird, weiß ich gleichfalls nicht!“ antwortete Därmig kalt.

„Da haben wir den Hanswurst,“ grunzte die tiefe Bassstimme des alten Packert dazwischen, „die ganze Geschichte ist überhaupt wieder Schwindel und nichts weiter. Ich kenne den verlogenen Halunken, den Därmig. Da hat er euch Narren zum tausendsten male zwei Stunden lang mit einer angeblich wichtigen Neuigkeit gefoppt, und dann weiß er natürlich keine Silbe.“

„Oho, Onkel Packert,“ krächte Därmig. „Da sind eure Grobheit denn doch schiefe gewickelt. Habt Ihr denn nicht gehört, daß ich Euch eben die ganz positive Nachricht mitgeteilt habe, daß in unserer Stadt innerhalb der nächsten Zeit ein großes politisches Preßorgan gegründet wird? Und ist das nicht 'ne Nachricht von der höchsten politischen und geschichtlichen Tragweite?“

„Unsinn, verdammt! Politische und geschichtliche Tragweite! Ich wollte mir an dem Kerl alles gefallen lassen, aber diese sinnlosen, hochtrabenden Redensarten können einen vernünftigen Menschen wirklich nichtswürdig ärgern.“

Die andern Seher lachten, auf das höchste belustigt. Einmal weil sich die gefürchtete packert'sche Grobheit nicht gegen sie, sondern gegen Därmig richtete, der von allen allein sich nichts draus machte, und dann weil Packert sich ärgerte, was dem Grobian, der nur dazu da zu sein schien, andere zu ärgern, jeder von Herzen gönnte.

„Na, aber Packert!“ jagte einer von ihnen. „Sie sollten doch am meisten sich für so 'ne welthistorische Nachricht, wie sie Därmig nennt, interessieren. Denn bei so was haben Sie doch Aussicht, Metteur oder Korrektor zu werden, was ja garnicht anders sein kann, denn die Leute, die die Zeitung herausgeben, werden doch wissen, daß es in P. keinen besseren Metteur und Korrektor gibt, als Sie, Packert.“

Packert sammelte sich noch zu einer neuen und wüthenderen Grobheitsattacke, als Därmig dem Bedrohten schleunigst zu Hülfe sprang:

„Na, was denkt ihr denn? Unser Packert ist — trotz der gewiß nicht ganz unberechtigten Eigenthümlichkeit seiner etwas derben Ausdrucksweise doch unser Stolz und unsre Freude — —“

Därmig mußte ein wenig innehalten, denn seine Worte hatten einen solchen Jubel im Seherjaal entfesselt, daß er hätte eine Stimme haben müssen, wie die Donnerwolke, um sich vernehmlich zu machen.

„Därmig, machen Sie doch nicht immer so entsetzlich faule Witze,“ bat der Faktor Weber. „Die Leute auf der Straße müssen ja denken, hier sei der leibhaftige Teufel los.“

„Erlauben Sie mal, verehrter Vorgesetzter,“ replizierte Därmig.

„Ich habe doch nicht etwa Scandal gemacht? Was kann ich dafür, wenn die andern für unsern gemeinschaftlichen Kollegen Packert so riesig begeistert sind. Im übrigen bitte ich, daß mich die Herren ausreden lassen: also ich sagte, unser Packert wird bei dem neuen, großartigen Zeitungsunternehmen nicht Korrektor werden und erst recht nicht Metteur, weil er die schönste Aussicht hat, etwas anderes, etwas viel Besseres, etwas Höheres zu werden.“

„Nichtswürdiger Kerl!“ grunzte Packert im Tone tiefster Enttäuschung.

„Sie werden gleich aus einem andern Tone pfeifen, guter Packert, wenn ich Ihnen bei meiner Seligkeit versichere,“ — Därmig erhob seinen dünnen Arm feierlich in die Luft und streckte Zeigefinger und Mittelfinger aus wie zum Schwure — „daß zu der projektirten Zeitung Redakteure gesucht werden, und daß für die zweite, dritte, oder — was weiß ich, wieviel die brauchen werden — vielleicht für die vierte Redakteurstelle auch auf Schriftsetzer reflektirt wird, welche die Zeitungsmacherei weg haben — 'ne Hexerei ist's doch schließlich auch nicht — und unser Packert kanns bestimmt besser, als so 'n Federvieh von Profession, weil er en praktischer Kerl ist, en Kerl, der nicht nur schon tausendmal gesehen hat, wie Zeitungen gemacht werden, sondern auchs Leben kennt und die Politik und alles, was sonst zu so 'ner Schmiererei nöthig ist.“

„Wenn das nicht alles fauler Zauber ist, Därmig,“ sagte der Faktor, „so müssen Sie doch mehr von der Sache wissen, als Sie eben noch gestehen wollten.“

„Bestritten hat er wenigstens bis jetzt noch nicht, daß er weiß, wo das Blatt gedruckt wird,“ rief ein junger, intelligent aussehender Seher, der erst vor kurzem vom Lehrling zum Gehülfen avancirt war.

„Nein das habe ich nicht bestritten und das weiß ich auch,“ bestätigte Därmig. „Wo sollte in unserem P. wohl ein großes Zeitungsunternehmen gedruckt werden können, — als — —“

Er zögerte wieder.

„Doch nicht etwa bei uns,“ rief der Seher Christlieb, derselbe, von dem vorhin die Intervention Därmigs Packerts polternden Zorn abgelenkt hatte.

„Die neue große Zeitung,“ sagte Därmig wieder in einer Art von Prophetentone, „wird gedruckt werden in der Universitätsbuchdruckerei von P., Firma Gandersberg und Comp.“

Ehe die Seher noch in der gewohnten stürmischen Weise ihr Erstaunen und ihre Zweifel äußern konnten, öffnete sich plötzlich die Thür des Seherjaales und ein junger, kräftig gebauter Mann mit einem etwas blaffen Gesicht, aber offenen und ansprechenden Zügen kam herein.

Mit dem Thürgriff in der Hand, trat derselbe zur Seite, um einem anderen Manne, dessen Führer er war, freien Eingang zu gewähren.

„Der Glückspilz,“ hatte Därmig gerufen, als der erstere in der Thür erschienen war. Die übrigen Bemerkungen, welche er bereits zum Abproben fertig auf der ewig beweglichen Zunge gehabt, verschluckte er jedoch einstweilen, als er den andern bemerkte, der jenem auf dem Fuße gefolgt war.

Der Glückspilz war niemand anders als Fritz Lauter, der nach einem Gruße an seine Kollegen, welchem sich in etwas vornehm herablassender Weise der zweite angeschlossen hatte, auf den Faktor zuschritt und sprach:

„Das ist unser Faktor, Herr Weber. Dieser Herr, lieber Herr Weber, wünscht sich ein wenig in unserer Druckerei umzuschauen. Herr Gandersberg hat ihm versprochen, ihn selbst in der Druckerei herumzuführen, ist aber im Augenblick noch nicht da.“

Der Faktor nahm seine mit einem riesigen Lederjoch versehene Mühe ab und stellte sich dem Herrn zur Verfügung.

Dieser nickte dankend Fritz Lauter zu und sagte zu Weber: „Ich möchte nur einen oberflächlichen Einblick in den Betrieb Ihres interessanten Geschäfts gewinnen, mein lieber Herr Faktor. Vielleicht werde ich schon in nächster Zeit öfter hier bei Ihnen

zu thun haben. Ihr Chef, mein Freund Gandersberg, kann ü rigens nicht dafür, daß ich ihn nicht antreffe; ich hatte ihm gestern meinen Besuch auf heut Morgen um elf Uhr versprochen, bin nun aber schon kurz nach zehn Uhr hier eingetroffen. — Wieviel Seher beschäftigen Sie, Herr Faktor?“ fügte er fragend hinzu, nachdem er einen Blick über den ganzen Seheraal hatte hinschweifen lassen.

Während der Faktor antwortete, trat Friß Lauter mit höflichem Gruße zurück, um sich wieder an seine Arbeit zu begeben.

„Wer ist der junge Mann?“ fragte der fremde Herr den Faktor.

„Das ist unser jetziger Korrektor; Friß Lauter heißt er. Vor einem Jahre war er noch Seher hier bei uns. Er hat aber was gelernt und er hat auch Glück, da hat ihm denn der Prinzipal die Korrektorstelle gegeben, als der alte Herr Klose, der's seit ein paar Jahren nicht mehr nöthig hat, abging.“

„Korrektor — so? Und Schriftseher gewesen? Haben Sie noch einen andern Korrektor?“

„O nein; selbst der hat nicht übermäßig viel zu thun.“
„Es werden doch aber wissenschaftliche Werke bei Ihnen gedruckt, und da der junge Mann Schriftseher gewesen ist —“

„Ich erlaube mir schon zu bemerken,“ entgegnete der Faktor, durch den Zweifel an der Fähigkeit eines aus dem Schriftseherstande hervorgegangenen Korrektors, den Satz wissenschaftlicher Werke zu korrigiren, etwas geärgert, „daß der Lauter seine Sache gründlich gelernt hat. Selbst vom Latein und vom Griechisch hat er soviel gelernt, als nöthig ist, und der alte Herr Klose, der gewiß ein schwergelehrter Mann ist und ein Korrektor, wie er im Buche steht, sagte immer, einen bessern Korrektor, als der Friß Lauter, kann sich die größte Druckerei nicht wünschen. Und recht hat er gehabt, das muß dem Friß auch sein ärgster Feind lassen. Wo andere Leute, und die gelehrten Verfasser am meisten, viermal korrigiren müssen und doch noch Böde genug stehen lassen, hat er mit zwei, höchstens drei Korrekturen alles blitzsauber gelesen. Ja, 's ist ein tüchtiger Kerl, der Lauter — das muß man jagen!“

Der Fremde lächelte überlegen und brachte die Unterhaltung wieder auf ein andres Thema.

„Wieviel Maschinen haben Sie im Gange, Herr Faktor?“

„Sechs — zwei große —“

„Kann man sich dieselben auch einmal betrachten?“

„Gewiß,“ sagte der Faktor. „Wenn Sie mir hinunter ins Parterre folgen wollen, — da ist der Maschinenaal.“

Der Herr nickte, und die beiden verließen den Seheraal.

„Nanu, wer war denn das?“ fragte Christlieb, sobald sich die Thür hinter jenen geschlossen hatte.

Wider aller Erwarten antwortete Därmig diesmal nicht eine Silbe.

„Immer los, Därmig, reden Sie doch!“ rief einer von den Sehern. „Sie wissen ja alles; da werden Sie uns doch wenigstens den Namen von so 'nem Manne sagen können, der hier bei uns hereingeschneit kommt.“

„Kann ich auch,“ krächte Därmig. „Kenne den Mann sehr genau. Will aber das Laster der Neugier in meinen guten Mitmenschen und Kollegen nicht durch seine beständige Befriedigung noch bestärken.“

Aus allen Winkeln des Seherjaales ließen sich Aeußerungen der Entrüstung vernehmen.

„Verfluchter Unsinn,“ brummte Packert, welcher nicht der am wenigsten Neugierige war. „Der Kerl hat keine Ahnung, wer's war, sonst könnte er das Maul ja nicht halten.“

„Nun sag' ich's erst recht nicht. Mit Beleidigungen lasse ich mich nicht zwingen — da kommt einer bei mir grade an den Rechten!“ deklamirte Därmig wieder mit hochgehobenem Winkelhaken.

„Na, ich will's euch sagen,“ begann ein älterer Seher, der an den lauten Unterhaltungen der meisten übrigen nicht theilzunehmen pflegte, sondern still und fleißig vor sich hin arbeitete.

„Der Schmiedel will es sagen,“ riefen verschiedene überrascht aus. „Na, da weiß man wenigstens bestimmt, daß man nicht beschwindelt wird.“

„Undank ist der Welt Lohn,“ schrie Därmig. „Dafür erzähle ich euch nun im ganzen Leben kein Wort mehr!“

Diese furchtbare Drohung verfehlte indeß ihren Eindruck gänzlich, denn der Seher Schmiedel hatte nicht nur den Namen des Unbekannten genannt, sondern noch ein paar sehr inhaltsschwere Worte hinzugefügt.

„Schweder heißt der Herr,“ hatte er gesagt. „Und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird das der Chefredakteur der großen Zeitung, von der vorhin der Därmig gesprochen hat.“

Die Sensation über die unerwartete Mittheilung war eine gewaltige.

„Schweder heißt er also,“ grunzte Packert in seinem, wie aus tiefer Erde herauftönenden Basse. „Na, wenn das der noble Schwimmel ist, von dem ich oft genug gehört habe und wenn der wirklich Redakteur oder gar großartig Chefredakteur wird von 'nem Blatte, das bei uns gedruckt wird, da können wir was erleben. Aber der Schmiedel wird sich von irgend einem Hansnarren, wie der Därmig z. B. einer ist, en riesigen Bären haben aufbinden lassen. Das war wahrscheinlich weder der Schweder, noch der Chefredakteur.“

„Na, wie ist's denn aber mit der großen Zeitung? Erscheint die wirklich zum ersten Juli und wird sie auch bei uns gedruckt? Was meint Ihr denn, Packert? Ihr hört ja sonst auch immer das Gras wachsen?“

Packert antwortete nicht, aber Därmig konnte trotz seiner zur Geltung auf Lebenszeit bestimmten Drohung nicht länger an sich halten.

„Was ich sage, ist nicht nur immer neu,“ schrie er daher dazwischen; „sondern es ist auch immer wahr. Und wenn der Schein zuweilen wider mich ist, so ist's bloß deswegen, weil unerwartete Zwischenfälle auch das mit größter Sicherheit vorausberechnete Ereigniß schließlich doch am Eintreten hindern können — so was versteht Ihr natürlich nicht, da seid Ihr natürlich viel zu ...“

Därmig verschluckte das Wort, welches er Lust gehabt hatte, zu gebrauchen, machte aber eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit dem Winkelhaken nach der Stirn.

„Nu wissen wirs,“ rief Christlieb lustig, „Därmig weiß das, was er uns immer aufbindet, nicht, sondern er berechnet es voraus. Da dürfen solche Esel, wie wir sind, die natürlich keine Ahnung haben, wie z. B. berechnet wird, wann und wo eine neue Zeitung erscheinen muß, sich nicht länger wundern, wenn's mehrstentheils nicht stimmt, was Därmig uns erzählt. Die Rechnung hatte eben bloß ein Loch — weiter nichts!“

Därmig wollte eben eine spitzengespiete Antwort vom Stapel lassen, da erschien der Faktor wieder in der Thür. Er machte ein so wichtiges Gesicht, daß sofort einige von den Sehern mit Fragen, was es neues gäbe, über ihn herfielen. Herr Weber zeigte sich auch nicht abgeneigt, Bescheid zu geben.

„Sist also richtig,“ sagte er. „Bom ersten Juli ab erscheint bei uns die neue große Zeitung: ‚Der Tageskorrespondent‘. Ich soll sofort die Berechnung machen. Na, da wird's Arbeit geben. Wenigstens vier neue Seher müssen wir einstellen. Und wie ich mit den Maschinen auskommen soll, das weiß der Himmel. Und ich weiß jetzt schon nicht, wo mir der Kopf steht. Das wird schön werden.“

Von neuem entstand natürlich ein großes Hallo.

„Hurrah!“ schriren viele Stimmen. „Das können wir brauchen. Der ‚Tageskorrespondent‘ soll leben. Da gibts Arbeit in Hülle und Fülle.“

„Aber sagen Sie, Herr Weber,“ fragte Christlieb. „War der Herr, der eben hier war, wirklich der Chefredakteur?“

„Na, das wissen Sie auch schon wieder,“ brummte der Faktor. „Freilich wird der Herr Schweder, — der ein riesig gescheiter Mann sein muß, denn unser Chef sprach von seiner geistreichen Feder und war überhaupt ganz kolossal entzückt von der ganzen Geschichte, — freilich wird der Chefredakteur.“

Damit hatte der Faktor einer Fluth von Meinungsäußerungen über den leitenden Redakteur des in Aussicht stehenden Blattes die Schleußen geöffnet. Den einen war er hochmüthig vorgekommen, den andern hatte er gar nicht ausgelesen, wie ein Journalist, Packert versicherte, er wäre nichts weiter, als ein reicher Bummelfriß, bei dem von einer geistreichen Feder gar keine Rede sein könne, das wisse er besser. Der Seher Schmiedel meinte dagegen, als er von mehreren Seiten eifrig zur Meinungsäußerung aufgefordert wurde, daß der Herr Schweder schon eine Zeitung würde redigiren können; ein gebildeter Mann sei er jedenfalls und etwas anderes als die Routine würde ihm nicht fehlen. Freilich sei es merkwürdig, daß man an die Spitze eines großen Blattes, wie es hier projektirt sei, nicht einen Schriftsteller von Beruf stelle, sondern einen Mann, der höchstens aus Neigung hin und wieder mal einen Zeitungsartikel oder vielleicht sonst etwas Unbedeutendes würde geschrieben haben.

Von diesem Tage an wurde Herr Schweder ein täglicher Besucher der Druckerei. Er betrieb die Zeitungsgründung sehr eifrig. Geld mußte überreichlich vorhanden sein, denn alles wurde so eingerichtet, wie man es in P. noch nicht erlebt hatte. Ganz in der Nähe der Druckerei miethete der Chefredakteur und Hauptunternehmer Schweder eine aus fünf Zimmern bestehende Parterre-Etage, von denen zwei zur Expedition des Blattes, die

drei andern zur Redaktion eingerichtet wurden. Außer Schweder wurden noch zwei Redakteure angestellt. Der eine war ein ehemaliger Schullehrer, ein Verwandter des Herrn Alster, der vor einer Reihe von Jahren nach Amerika ausgewandert, von dort aber wieder grade so kirchenmausarm zurückgekehrt war, als er hingegangen. Er brachte angeblich eine große Welt- und Menschenkenntniß und völlige Vertrautheit mit dem amerikanischen



David Garrick. (Seite 203.)

Zeitungswesen in die hoffnungsvolle Redaktion des „Tageskorrespondenten“, während der dritte der einzige Publizist von Beruf war, welcher in die Redaktion eintrat; insofern Publizist von Beruf, als er sofort von der Universität, auf der er sich zehn Semester des juristischen Studiums halber aufgehalten hatte, ohne ein Examen zu machen, in eine hauptstädtische Redaktion eingetreten war, um dort irgendetwas, wahrscheinlich wohl recht unbedeutenden Beschäftigung obzuliegen. Er war dann stufen-

weise aufgerückt, vom Berichterstatter über Straßenergebnisse, Unglücksfälle und dergleichen zum Vereins- und Versammlungsreferenten und endlich zum Theaterreferenten und Redaktionsnothnagel in einer Residenzzeitung zweiten oder dritten Ranges, und jetzt durch den Justizrath Wichtel, der ein lebhaftes, in seinen Motiven nicht ganz klares Interesse an dem noch jungen Manne nahm, als ausgezeichnete journalistische und redaktionelle Kraft in seine neue Stellung hineinbugsiert worden. (Fortsetzung folgt.)



Der Kord-Kabulpaß. (Seite 204.)

Die Eroberung des Himmels.

II. (Schluß.)

(Das Sonnenspektrum. — Kirchhoffs wichtigste Entdeckung. — Natur und Bestandtheile der Sonne. — Die Fixsterne. — Die Nebelflecke.)

Von der Spektralanalyse der irdischen Stoffe wenden wir uns nun zu der der Himmelskörper und wir beginnen mit der Zergliederung des Sonnenlichts. Wie ist das Spektrum desselben beschaffen? Vor allem zeigt dasselbe ein prachtvolles, alle Farbentöne von Roth bis Violet in höchster Reinheit wiedergebendes Farbenbild, durch welches der Beweis erbracht ist, daß die Sonne kein dunkler, sondern ein leuchtender, glühender Körper ist, da wir wissen, daß nur ein solcher ein kontinuierliches (Regenbogen-) Spektrum erzeugen kann. Aber dieses prachtvolle Farbenband erblickt man bei gehöriger Behandlung von zahlreichen dunklen Linien durchzogen, von denen man jetzt über tausend kennt und die das Sonnenspektrum wie linirt erscheinen lassen. Was haben diese dunklen Linien zu bedeuten? Woher stammen sie? Diese Fragen, lange ein Räthsel, sind heute durch die Spektralanalyse gelöst. — Es gehört zu den Eigenschaften des Lichtes, daß es bei seinem Durchgange durch dichtere Körper an Intensität verliert, von ihnen ganz oder zum Theil absorbiert wird. Während nun die farblosen Gase das Licht bei seinem Durchgange nur an Intensität schwächen, nicht aber einzelnen Farben gegenüber ein besonderes Absorptionsvermögen zeigen, bringen die farbigen Gase (Dämpfe) nur schmale dunkle Streifen hervor, die wie schwarze Linien nicht selten das Spektrum in allen Farbengruppen durchziehen.

Mit diesen farbigen Gasen haben wir es hier zu thun. Nehmen wir ein uns bekanntes Beispiel. Der glühende Natriumdampf erzeugt, wie wir wissen, im Spektrum eine orangegelbe Doppelinie; d. h. er strahlt eben nur dieses gelbe Licht aus. Läßt man nun das weiße Licht des Kalkzylinders z. B. durch Natriumdampf hindurchgehen, so löst letzterer aus dem Regenbogenbilde nur diejenigen gelben Strahlen aus, die er im glühenden Zustande selbst ausstrahlt, und setzt an deren Stelle zwei dunkle Linien. In derselben Weise konnten Kirchhoff und Bunsen durch Lithium-, Kalium- und Baryumdampf aus dem Sonnenspektrum dieselben hellen Farben auslösen, welche diese Dämpfe selbst in der Glühhitze ausstrahlten. So gibt der glühende Lithiumdampf eine rothe und eine orangegelbe Linie; der abgekühlte Lithiumdampf aber absorbiert im Regenbogenbild genau dieselben Lichtstrahlen und läßt an deren Stelle dunkle Linien erscheinen. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß die charakteristischen hellen Linien des Natriums zc. in dunkle umgewandelt werden, wenn das weiße, intensive Licht glühender, fester oder flüssiger Körper durch die Dämpfe dieses oder eines andern Metalles hindurchgeht. — Machen wir noch einen zweiten Versuch: In die Höhlung des untern Zylinders eines elektrischen Lichtes legt man ein erbsengroßes Stück Natrium. Sobald der elektrische Strom hergestellt, fängt das Natrium heftig zu glühen an und auf dem Schirme wird der bekannte orangegelbe Doppelstreifen sichtbar. Aber bald tritt in der Mitte dieser Linie eine tief-schwarze Linie auf, während das übrige Gelb erblaßt. Wie läßt sich diese Erscheinung erklären? In der Glühhitze des elektrischen Flammenbogens verdampft ein großer Theil des Natriums und hüllt den glühenden Körper in dichte Wolken von Natriumdampf. Das gelbe Licht des glühenden Natriums muß nun diese Wolken durchdringen und wird von diesen absorbiert, d. h. nicht durchgelassen. Der Natriumdampf absorbiert also genau dasselbe Licht, welches das glühende Natrium aussendet. Wir können nun leicht voraussehen, welche Erscheinungen sich in einem Spektrum zeigen werden, wenn das Licht eines weißglühenden Körpers durch eine weniger heiße Atmosphäre von Dämpfen verschiedener Art hindurchgehen muß. Der Körper würde ein ununterbrochenes Spektrum zeigen, aber in der Dampfatmosphäre, welche sein Licht durchbrechen muß, absorbiert jeder Dampf gerade diejenigen Strahlen, welche er selbst, glühend, ausstrahlen würde und setzt dunkle Streifen genau an die Stelle derselben.

In diesem von Kirchhoff entdeckten Absorptionsgesetze der farbigen Gase haben wir den Schlüssel zur Erklärung des Sonnenspektrums in Händen, zugleich verbürgt uns aber dasselbe die Eroberung des Himmels für die Wissenschaft.

Wir wissen also, auf welche Weise die dunklen Linien im Sonnenspektrum entstehen. Läßt sich nun eine völlige Uebereinstimmung der charakteristischen hellen Linien der verschiedenen

Dämpfe und Gase, in Zahl, Lage und Helle mit ebensoviele dunkeln Linien im Sonnenspektrum feststellen, so müssen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß in der absorbirenden Atmosphäre, welche die dunkeln Linien erzeugt hat, jene Körper in Dampf- form enthalten sind. Schon Frauenhofer in München, der bereits 600 dunkle Sonnenlinien kannte, fand, daß zwei von ihm mit D bezeichnete dunkle Linien des Sonnenspektrums der Lage nach vollkommen mit den beiden hellen Linien des Natriums übereinstimmten. Kirchhoff aber unternahm ein Experiment, das jeden Zweifel für alle Zukunft für diese Natriumlinien unmöglich macht. Er entwarf ein Sonnenspektrum mit 600 Linien und ließ auf dasselbe das Licht einer Natriumflamme werfen. Sofort verwandelten sich die zwei mit D bezeichneten dunkeln Linien in helle orangegelbe. — Nun begann Kirchhoff die mühevollen Arbeit, die Spektren der verschiedenen Erdenstoffe mit dem des Sonnenspektrums zu vergleichen und zu ermitteln, ob und welche Spektrallinien jener Spektren mit den frauenhoferschen Linien der Lage, Breite und Lichtstärke nach, sich gleich zeigten, und er gelangte zu dem Resultate, daß für mehrere Metalle die hellen Linien der Spektren mit ebensoviele dunkeln Linien des Sonnenlichtes vollständig zusammenfielen.

So fand Kirchhoff im Spektrum der Eisendämpfe über 60 helle Linien, welche mit ebensoviele dunkeln des Sonnenspektrums so auffallend zusammenstimmten, daß ein Zweifel über das Vorhandensein von Eisen auf der Sonne kaum mehr möglich ist. Heute kennt man bereits 460 solcher im Sonnenlichte vorkommender Eisenslinien. Das genaue Zusammenfallen sovieler heller Linien eines und desselben Stoffes mit ebensoviele dunkeln des Sonnenspektrums schließt jeden Gedanken, daß dies ein Spiel des Zufalles sein könne, aus. Diese dunkeln Linien können nur der absorbirenden Wirkung der in der Sonnenatmosphäre vorhandenen Metalldämpfe zugeschrieben werden.

Auf solche Weise nun hat die Spektralanalyse das Vorhandensein von Eisen, Natrium, Kalium, Calcium, Magnesium, Mangon, Chrom, Nickel und Wasserstoffgas auf der Sonne konstatiert und sucht nun auch die letzten Beweise für die Gegenwart von Zink, Barium, Aluminium, Kupfer, Kobalt und Gold. Nach diesem kann man nicht mehr zweifeln, daß die Sonne brennt; daß sie aus einem festen oder flüssigen in höchster Glühhitze befindlichen Stern besteht, der von einer Atmosphäre niedriger Temperatur umgeben ist, in welcher sich, wegen der großen Hitze des Sternes viele Stoffe, aus denen letzterer zusammengesetzt, in Form von Dämpfen befinden. Die von dem Sterne ausgehenden Lichtstrahlen müssen daher, bevor sie zu uns gelangen, diese Atmosphäre passieren und jeder Dampf löst aus dem weißen Lichte alle Strahlen aus, welche er selbst glühend liefern würde; daher die dunkeln Linien in dem Sonnenspektrum.

Nun finden wir aber in dem letzteren eine Menge Strahlen (über 1000) ausgelöscht, und zwar gerade diejenigen, welche das Natrium, das Eisen, das Calcium u. s. f. selbst ausstrahlen würden, wenn sie für sich allein leuchtend wären; folglich müssen die Dämpfe dieser Stoffe in der Sonnenatmosphäre sich befinden.

Es ist daher nicht allein unzweifelhaft, daß die Substanzen, welche unsere Erde bilden, auch auf dem Sonnenkörper vorkommen, sondern auch, daß diese Stoffe, auf den entferntesten Fixsternen sich vorfinden; — denn das im Prisma zerlegte Licht der Fixsterne ist nur wenig verschieden von dem der Sonne und die Spektralanalyse lehrt: Gleiche Spektren — gleiche Stoffe. Aber noch weiter geht diese unendliche Einheit der Materie und in den entferntesten Nebelflecken, diesen Weltenembryos, hat die Spektralanalyse Stoffe entdeckt, die zu den häufigsten unserer Erde gehören. Die Nebelflecken bereiteten früher den Astronomen gewaltiges Kopfzerbrechen und die scharfsinnigsten Kombinationen brachten hierin so wenig Licht, wie das fünfzig Fuß lange Riesenteleskop von Lord Ros. Was dieses nicht zu ergründen vermochte, brachte das kleine Glasprisma zuwege. Die einen hielten die Nebelflecken für kosmische Wolken, die anderen für unermesslich weite Milchstraßen und Sonnensysteme zc., bis die Spektralanalyse wie immer, an das Thatsächliche sich haltend, Thatsachen zutage beförderte. Die meisten Sternnebel zeigen gasförmige Spektren, d. h. nicht ein Regenbogenbild wie die Sonne, sondern nur einzelne helle Streifen, folglich sind sie nur glühende Gasmassen und keine Milchstraßen, wie man vermeinte. Sternhaufen und Fixsterne hingegen haben ein dem Sonnen-

spektrum ähnliches Farbenbild, folglich sind sie wie die Sonne feste oder flüssige, in Glühhitze verfestete Körper, deren Licht von Dämpfen ihrer Atmosphäre zum Theil absorbiert werden, wie es die dunkeln Linien ihrer Spektren bezeugen. So zeigt der Fixstern Sirius, der, wie gesagt, 18,5 billionen Meilen von uns entfernt ist, ganz deutlich die Eisen-, Magnesium-, Natrium- und Wasserstofflinie. Also Eisen im ganzen Kosmos!

Das ist die Spektralanalyse! Das sind einige ihrer Leistungen! Wer wollte loben, was in seinen Thaten sich lobt! Wenn Franklins Grab die schönen Worte zieren: Dem Himmel entriß er die Blitze, so könnte man von der Spektralanalyse sagen:

„Dem Himmel entriß sie seine Geheimnisse!“

H. K.

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

(Fortsetzung.)

Gesundheit und Krankheit.

Die Begriffe von Gesundheit und Krankheit hat man schon unzähligemale festzustellen gesucht, aber noch niemals ganz festgestellt, weil sie relativ sind und von einer eigentlichen Grenzmarke zwischen Gesundheit und Krankheit niemals die Rede sein kann. Im gesunden ebenso wie im kranken Körper finden wir die nämlichen Stoffe, nur in verschiedenen Mengen; im gesunden ebenso wie im kranken Körper finden wir die nämlichen Grundformen der Gewebe und Zellen, nur in verschiedenen Abänderungen. Demnach weichen Gesundheit und Krankheit nicht wesentlich von einander ab.

Gesundheit und Krankheit können auf den ganzen Menschen oder nur auf einzelne Theile desselben sich beziehen. In jenem Falle kommt die Gesundheit oder die Krankheit im eigentlichen Sinne zur Betrachtung, — scharf ausgesprochene Zustände, mit den beiden Polen einer galvanischen Säule vergleichbar. Die Zustände zwischen Gesundheit und Krankheit liegen zwischen diesen Polen; es beziehen dieselben sich entweder auf den ganzen Organismus oder nur auf einzelne Theile des letzteren.

Im allgemeinen kennzeichnet sich die Gesundheit des ganzen Menschen, also die volle Gesundheit, durch ein Gefühl von Kraft, durch Heiterkeit des Gemüths, durch regelmäßigen Ablauf der inneren Vorgänge des organischen Haushalts. Erscheinen Gefühle von Unbehaglichkeit, Trübungen des Gemüthszustandes, Nachlaß der Körperkraft, Abnahme des Leibesgewichts, Störungen in Verdauung und Kreislauf, ganz abgesehen von örtlichen Leiden, so haben die Schwerpunkte innerhalb der einzelnen Funktionen eine Verrückung erfahren und es hat der kranke Zustand den gesunden abgelöst. Je allgemeiner das Leiden, je tiefer der ganze Organismus ergriffen, desto mehr sind Kraftfülle und Leibeszunahme beschränkt, desto mehr im ganzen auch das Gemüth umnebelt oder verdüstert, die Arbeitslust verringert, der Appetit herabgesetzt, die ganze Verdauung und alle Ausscheidungen gestört und in allen Verhältnissen verändert.

Gleichwie es gesunde und krankhafte Zustände bei dem einzelnen gibt, bestehen auch die nämlichen Verhältnisse in der ganzen Gesellschaft. Der individuelle Organismus und der soziale sind gesund und krank. Im sozialen Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft kommen die Erkrankungen als Folgen leiblicher oder sittlicher Krankheit einer größeren Zahl von Einzelwesen, besonders in den leitenden und maßgebenden Klassen der Gesellschaft in Betrachtung. Bei ganzer Gesundheit des Leibes und der Seele der großen Mehrheit, insbesondere bei den leitenden und denkenden Klassen dürfte von sozialem Unwohlsein wohl kaum geredet werden können.

Gesellschaftliche und sittliche Leiden entspringen aus Gebrechen, deren Entäußerungen der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind. Finden wir in einer Gesellschaft Kleinlichkeit, Charakterlosigkeit, Süßlichkeit, Gesinnungslosigkeit stark verbreitet, so begegnet uns Mangel an jenem Kraftüberschuß, durch welchen gesunde und naturfrische Bevölkerungen sich auszeichnen, und bei weiterer Nachforschung finden wir Leiden des Blutes und der Nerven, Strophelkrankheit und andere Gebrechen mehr oder minder stark verbreitet, unpassende Ernährung des Leibes, Ueberanstrengung der Muskeln und des Gehirns, Mangel entsprechender Gesundheitspflege und beziehungsweise Ueberbevölkerung, besser gesagt: Ueberfüllung der bewohnten Räume mit Menschen.

Krankheiten des Charakters bei einer größeren Mehrheit gründen sich, wenn sie in der Richtung der Schwäche auftreten, auf Leibeschwäche, auf fehlerhaftes Blut, mangelhaften Nerven-einfluß, unvollkommene Ernährung und dergleichen Ausscheidung

der für den Haushalt des Organismus unbrauchbar gewordenen Stoffe. Solche Bevölkerungen können niemals gesund werden durch höhere Schraubung der Schulweisheit und gesetzgeberische Akte, niemals gebessert werden durch Reden und Lektüre (alle diese Momente wirken häufig genug verschlechternd auf Blut und Nerven); aber, kommen sie dazu, in angemessener Weise ihrer Gesundheit zu pflegen, frische Luft zu athmen, in größerem Raume sich zu bewegen, von den Einflüssen der Verhältnisse Niliputs sich zu befreien, naturgemäß sich zu ernähren, und ein gewisses Gleichgewicht zwischen den leiblichen und seelischen Kräften herzustellen, so ist es gewiß, daß die Fehler des Charakters ziemlich parallel mit denen des leiblichen Befindens abnehmen und mit dem Zustande des Gemüthes sich bessern werden.

Damit aus Gesundheit Krankheit sich entwickle, der normale Mensch erkrankt, ist es nöthig, daß zwei Momente gegeben seien: gesundheitswidrige äußere Einflüsse und Krankheitsanlage. Betrachten wir dies genauer.

Alle Einflüsse der Welt, welche den Organismus treffen, können auf denselben krankmachend einwirken. Dies findet aber nur in der Voraussetzung statt, daß der Organismus in dem Augenblicke oder dauernd geneigt ist, dem schädlichen Einfluß eine Stätte der Entwicklung darzubieten, also daß er Anlage besitzt, zu erkranken. Alle Menschen nehmen zur Zeit einer Epidemie den krankmachenden, den Ansteckungsstoff auf; je größer nun die Anlage ist, desto stärker die Erkrankung. Die ohne Anlage bleiben ganz verschont; die mit geringer Neigung werden nur wenig affizirt.

Die Anlage zur Krankheit braucht nur gering zu sein, wenn der schädliche Einfluß von großer Stärke ist und in seiner verderblichen Wirkung durch Klima, Witterung u. s. w. unterstützt wird. Der schädliche Einfluß braucht nur schwach zu sein, wenn die Krankheitsanlage groß ist; es wird sodann leicht das Uebel in das Dasein gerufen.

Jede Art von Krankheitsanlage wird erhöht, oder auch erzeugt, durch unpassende Lebensweise, durch Erschütterung ebenso wie Niederdrückung der Seele, des Gemüthes, und durch den Einfluß von Beschäftigungen, welche auf chemischem oder mechanischen Wege den Kräftezustand des Organismus herabsetzen. Im allgemeinen läßt sich sagen, es werde umsomehr von Krankheitsanlage erzeugt, je mehr der Kräfteverbrauch die Kräftebildung übersteigt; jeder Mangel an Widerstandsvermögen ist eine Pforte mehr für den Eintritt von Krankheitsursachen in den Organismus. Der Stärkere, das heißt: an organischen Kräften Reichere, geht immer vor dem Schwächeren, das heißt: an organischen Kräften Armeren. Es herrscht also auch hier eine Art von Faustrecht, und es wird demgemäß erforderlich sein, das Maß der Kräfte bei jedem einzelnen soviel als möglich zu erhöhen. Dies geschieht durch angemessene Pflege der Gesundheit des Individuums und der Familie sowohl, wie der ganzen Bevölkerung.

Man muß die Anlage zu Krankheiten möglichst austilgen. Dies ist leichter und schwerer, je nachdem die Anlage größer oder geringer, vererbt oder nicht vererbt ist. Familien mit erblichen erhöhten Krankheitsdispositionen werden häufig genug hiervon erft frei, wenn sie mit anderen Familien sich kreuzen, die vollkommen gesund und höchst lebenskräftig sind, und in einen neuen Himmelsstrich mit ganz neuen Daseinsverhältnissen auswandern. Aber, auch so ist nicht von Entäußerung der Anlage die Rede, wenn die physische und moralische Lebensweise nicht soviel wie möglich naturgemäß wurde, den Beziehungen der neuen Heimath sich anpaßte.

Bei Tilgung einer jeden Krankheitsanlage kommt es darauf an, daß dem leiblichen diätetischen Regimente auch ein seelisches parallel laufe, daß die Herrschaft des Menschen über seine Begierungen und Leidenschaften auf das Beste vermehrt und gesichert werde. Man kann überall die Willenkräftigsten, Mäßigsten, Abgehärtetsten allen äußeren Schädlichkeiten am meisten Trotz bieten, man kann selbe am meisten frei von Krankheitsdispositionen sehen.

Die medizinische Statistik belehrt uns darüber, daß in denjenigen Ländern, deren Bewohner durch unmäßiges Leben sich auszeichnen und durch nichtsagende, ununterbrochene Vergnügungen die Kraft ihres Willens und den sittlichen Ernst des Daseins auslöschen, Krankheit und Sterblichkeit die höchsten Ziffern aufweisen, ererbte Familienanlagen ungemein häufig auftreten und sehr schwer zu tilgen sind, und wahre Diät der Seele nirgends auf rechter Grundlage steht.

Große Unmäßigkeit schadet einer Art von Berufsgeossen mehr, als der andern, und in einem Klima mehr, als in dem andern. Je mehr durch die klimatischen Verhältnisse der Umsatz der Gebilde im Organismus beschleunigt wird, desto größere Mengen von Nahrungs- und Genußmitteln kann der Mensch ohne Schaden für die Gesundheit aufnehmen. Andererseits wird durch die Arbeit selbst der Einfluß der Lebensweise auf den Organismus bedeutend modifiziert; eine Diät, bei welcher der Ackerbauer vortrefflich besteht, kann dem Kanzleischreiber fast den Körper zerreißen.

Je größer die beziehungsweise Unmäßigkeit, desto mehr kommen Krankheitsanlagen zum Vorschein, desto mehr Jammer und Siechthum wird Erbtheil der Bevölkerung. Vielfresserei schädigt die Verdauungsorgane, erzeugt ein gewisses Uebermaß von Blut, lenkt die Nerventhätigkeit von dem Leben des Gemüthes und Geistes ab und erzeugt gichtische gleichwie andere Lebensdispositionen. Starker Alkoholgenuß dagegen richtet Verdauung, Nerventhätigkeit und Blutmischung zugrunde und ist ein Mittel, dessen entsetzliche Wirkung die Fundamente des Leibes zerstört und Krankheitsdispositionen erzeugt, die einem Fluche gleich von Geschlecht auf Geschlecht sich vererben.

Bei jeder unmäßig lebenden Bevölkerung wird die Anzahl und Schwere der Krankheitsanlagen groß sein, und es werden die letzteren nicht so leicht zu tilgen sein, als die krankhaften Dispositionen der einfach und mäßig lebenden Menschen.

Bevölkerungen dieser Art werden durch Ereignisse, welche ihren Wohlstand und ihre Leppigkeit beschränken, oft genug zu der alten Gesundheit zurückgeführt. Sie sind sodann zu mehr Arbeit genöthigt, müssen den Luxus vermindern, einfacher leben, und gelangen so zu einer Anschauung von Welt und Menschen, die den Uebermuth herabsetzt und den Reiz der Sinnenlust verkleinert.

Je einfacher und natürlicher die Lebensweise, desto mehr nachtheilige Einflüsse des Himmels, der Wohnung, des Handwerks etc. werden ihrer Kraft beraubt und bleiben dem Organismus gegenüber wirkungslos. Es ist nicht selten bewundernswürdig, unter welchen Verhältnissen von Leibesanstrengung, Ungunst des Klima und Wohnorts die Menschen gesund und frei von Krankheitsanlage bleiben, wenn sie mäßig, einfach, der Natur entsprechend leben. Das „Höre die Stimme der Natur“ bleibt immer eine Art von Stein der Weisen, das größte und kräftigste Schutzmittel vor Krankheitsanlagen, das gewisste Tilgungsmittel dieser letzteren.

Dem Organismus soll grade soviel geboten werden, als er bedarf, und es soll ihm in einer Form geboten werden, in welcher das Aufgenommene er am leichtesten und passendsten sich anzueignen vermögen ist. Dies alles findet bei einfacher, naturgemäßer Gesamtdiät am besten statt; bei solcher wird der Organismus im Gleichgewicht seiner Einnahmen und Ausgaben erhalten, widerstandsfähig gemacht und dadurch in den Stand gesetzt, zahlreiche Krankheitsursachen zu überwinden.

Bevölkerungen, deren allgemeiner Gesundheitszustand gut ist, kennzeichnen sich durch glücklichere politische und soziale Verhältnisse, als solche Mehrheiten von Menschen, deren allgemeiner Zustand des Wohlfleins schlecht ist, denen zahlreiche Krankheitsanlagen im Leibe stecken, die in der Sklaverei körperlicher Gebrechen und seelischer Uebelstände ihr Dasein durchsetzen.

Bürgerlich frei kann keine sieche oder angekränkelte Bevölkerung werden. Der Norweger ist der freieste Europäer, weil er der kräftigst entwickelte, der gesundeste ist. Krankheit, einerlei welcher Art dieselbe sei, und gehemmte Entwicklung des Leibes (die Quelle zahlloser Erkrankungen), dies erzeugt Mangel an

organischer Kraft, Mangel an Luft, und demgemäß auch Mangel der gewichtigsten körperlichen und seelischen Voraussetzungen der Freiheit.

Bürgerliche Freiheit blüht nur solange, als die Gesundheit des Volkes blüht, und verfällt in dem Maße, als die Gesundheit des Volkes verfällt. Demnach wird es darauf ankommen, die allgemeine Gesundheit soviel als möglich zu erhalten.

Als die Römer anfangen, ihren alten Tugenden zu entsagen und Sklaven der Aerzte und Mediziner zu werden, als sie den Gerstenbrei und das Brot der Väter mit dem üppigsten Luxusfrüchte entarteter Asiaten vertauschten, verfiel nicht bloß die gute Sitte, sondern mit dem allgemeinen Nachlaß der Leibes- und Nervenkräfte ließ auch die Seelenkraft nach, und damit verwandelte sich die Freiheit in Tyrannei.

Jeder, der seine Geschicke selbst bestimmen will, muß Ueberfluß an Leibes- und Seelenkraft haben; denn die Selbstregierung erfordert Kraft, Frißche und Elastizität des Körpers, Heiterkeit des Gemüthes und ein gewisses Maß von Klarheit des Geistes. Dies alles gehört in den Umfang der Gesundheit und ist mehr oder minder unmöglich bei dem Obwalten dauernder Krankheitszustände.

Gesundheit und Krankheit also entscheiden über alle gesellschaftlichen, staatlichen, religiösen Verhältnisse, über das Schicksal der Nationen, nehmen den wesentlichsten Einfluß auf die historischen Begebenheiten, auf Denkungsart und Fühlungsweise, auf Sitten und Gebräuche, Gewohnheiten und Weltanschauung.

Wo wirkliche Gesundheit und gesundheitsgemäße Entwicklung der Zivilisation Eigenthum der Bevölkerung sind, gehören Kleinlichkeit, Engherzigkeit, Philisterhaftigkeit nicht zu den Kennzeichen der öffentlichen Zustände; und die Weltanschauung ist eine bessere, mit weiteren Gesichtskreisen und humaneren Voraussetzungen.

Bösheiten, Ränke, Nadelstiche, Verläumdung, Mordgelei, Pessimismus, erreichen um so höhere Grade und werden um so gefährlicher, je ungesunder die Gesellschaft ist, je allgemeiner konstitutionelle Krankheiten verbreitet sind; je mehr es der Bevölkerung an der richtigen Menge des gesunden Blutes und an wirklicher Nervenkraft fehlt.

Alle Schwarzjeherei auf dem Gebiete der Philosophie, aller Fanatismus, Mystizismus, Pessimismus, alle bürokratische Abgeschmacktheit und militärische Gamagantknospheit, sie manifestiren sich als Ausfluß krankhafter Zustände vorzugsweise in den tonangebenden Klassen der Gesellschaft.

Nicht gewaltthätiger Umsturz kann die sozialen Uebelstände beseitigen, sondern nur Verbesserung der Blutmischung und der Nervenfunktion kann dies, Beseitigung der konstitutionellen Leiden, durch geeignete Gesundheitspflege.

Ist jemand übler Laune, so prügle man ihn nicht durch, sondern erforsche die Ursache dieses normwidrigen Gemüthszustandes. Man wird da immer wahrnehmbare Veranlassungen finden, die auf krankhafte Zustände sich zurückführen lassen. Es kommt demnach hier in Betrachtung, die der üblen Laune zu Grunde liegende Krankheit nach den Regeln der Kunst zu heilen.

Ebenso, wie es in diesem Falle ist, ebenso ist es mit den Zuständen der Gesellschaft; jede Besserung derselben muß mit Wiederherstellung der Gesundheit bei dem Einzelnen und bei ganzen Volksklassen beginnen. Man ziehe die Menschen zum Lichte des Tages und zur Wärme der Sonne empor aus ihren dumpfen, finsternen Kellerwohnungen; man entreiße sie dem lebensvernichtenden Aufenthalt in verhängnißvollen Dachkammern; man vertausche ihre Lumpen mit gesundheitsgemäßen Kleidungsstücken und gebe ihnen ihr tägliches Brod; man lasse den Mitbruder nicht von Kummer, von Sorge und Angst sich verzehren, den Schwachen von den Starken nicht zu Boden werfen, sondern führe alle den Weg des Heils und sichere allen ein normales, freundiges, glückliches, gesundes Dasein. Dann gibt es keine gesellschaftliche Krankheit mehr, die leibliche wird Ausnahme, und die Anlässe zu Revolutionen zerfallen zu Staub und Asche.

Mischung und Form der organischen Säfte und Gebilde ändern sich, wenn der gesunde Zustand des Leibes in den krankhaften übergeht. Die Einzelheiten des gesellschaftlichen Lebens verändern sich, wenn Störungen im Organismus des Gemeinweins eintreten: der patriarchalische Staat wird zum despotischen, die Stände werden zu Kasten, die Freiheit wird zum Zwange, die öffentliche Wohlfahrt wird dem Erwerbe materieller Güter untergeordnet, der Mensch wird zum Sklaven seiner selbst und des Mitbruders.

Ein Stoff, der im gesunden Blute in kleinster Menge enthalten ist, kann im kranken Blute in größter Menge auftreten. Die Blutkörperchen, die im gesunden Lebenssaft ein bestimmtes mittleres Maß der Größe behaupten, variiren in diesem Punkte bei krankem Blute oft sehr mannichfaltig.

So ist denn Krankheit von Gesundheit nicht wesentlich, sondern durch Quantität und abgeänderte Form verschieden, und

solange heilbar, solange die ursprünglichen Mengen- und Formverhältnisse sich wiederherstellen lassen. Dies aber ist und bleibt jederzeit etwas Ungewisses, von sehr vielen Umständen und Verhältnissen Abhängiges. Daher ist und bleibt es das Gerathenste, sein ganzes Leben und Verfahren so einzurichten, daß Krankheit verhütet, die Gesundheit erhalten werde.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

(Fortsetzung.)

Thuerster Freund. Hätte ich Zeit, hätte ich die nöthige geistige Elastizität, um auf alle Deine Vorstellungen einzugehen! Du tabelst mich hart! — Du hast Recht. — Aber die Wahrheit schmerzt. — Ich bin unfähig zur Produktion, nein besser, unfähig zur Reproduktion. Mein ungestümer Schaffensdrang, den Du früher mäßigen mußtest, ist total fiend. Die Berliner Luft hat jeden Nerv ausgetrocknet. Ich schide Dir statt jeder andern Mittheilung meine letzten Tagebuchblätter. — Lies und bedaure mich. Hätte ich etwas hinzuzufügen, so wäre es die Bitte, Nachsicht mit einem Menschen zu haben, der früh schon so viele herbe Lehren hinunterschlucken muß. — Aber ich habe Dich, Du bist mir ein guter Freund, Du wirst mich aufmuntern, mir rathen, wenn ich auf schiefe Bahnen komme. Rede, gib mir unumwunden die Wahrheit zu schmecken. So hart, so schmerzhaft sie auch sei, sie soll mich aufrichten, mir gute Quellen zeigen. — Mensch, die Welt ist schlecht, sehr schlecht. — Diese Frau Trosten und ihre Freundin Weinberg sind Schlangen, verführerisch und giftig. Mit jedem Blick trachten sie die Unschuld zu morden. Ein edles Gemüth ist der Gemeinheit ein stehendes Aergerniß. Meiner Wirthin suchte ich die Schändlichkeit ihrer Gedanken ins Gewissen zu reden und ich mußte hinterdrein über meine eigene Thorheit lachen. Wie verachte ich solche Menschen! — Wäre Trostens Kind nicht unverdorben, ein Engel an Güte, ich liebe der Mutter mein Absehen fühlen. So habe ich die Pflicht als moralischer Mensch, durch herzliche und verständige Worte die Jugend vor dem Gift der elterlichen Unmoralität zu hüten. Wie lange? — Ich versuchte der Frau Trosten gestern einige Begriffe von Moral auf Umwegen einzulösen. Vergeblich! Sie lachte und sagte dabei meine Hand und ich hätte nur nöthig gehabt, dieselbe in der Gewalt dieser Uebermüthigen zu lassen, so wäre ich vielleicht jetzt ihr Liebhaber. Ich kehrte ihr den Rücken und ging. — Schide mir die Blätter gelegentlich zurück.

Aus dem Tagebuch.

Armes Stiehmädchen! — Den ganzen Tag über den Rahmen gebeugt und den Faden mit den feinen blutlosen Fingern auf und niederbewegt. Woran denkst du wohl, wenn du das blaße Gesicht in die Hand stützt und sinnend zum Himmel blickst? In deinen Bergigemeinnichtaugen spiegelt sich die Welt gewiß als ein freundliches Bild, du siehst nicht, daß Elend und Schlechtigkeit dich umgibt. Könnt ich wie du zufrieden sein mit einem geringen Loos! Ist unser Schaffen nicht dasselbe? Arbeiten wir nicht beide unser mühselig Werk nach eintönigem Muster und für fargen Lohn! — Wie könnte ich dir eine Freude, eine recht große Freude machen? — Das ist der erste Gedanke, wenn ich zu dir hinüberblicke. Und meine Wehmuth stimmt mich wieder besser, wenn ich deiner Bescheidenheit gedenke. Wie ein Veilchen blühest du am Wege. Fast niemand bemerkt dich. Oft bin ich nahe daran, meinen Gefühlen dichterisch Ausdruck zu geben. Arme Poesie, du schleichst auch dahin, wie das arme kranke Mädchen, des Todes bleiche Rosen auf der Wange. O, wir armen Menschen, o, alle ihr armen guten Menschen. Könnt ich euer Anwalt bei dem Schicksal sein! Schicksal! Dunkles Wort! Wer sagt mir, was Schicksal ist? —

Mein Bureauleben sollte diese Blätter eigentlich nicht mehr entweihen. Trockene Fakta sprechen besser und wirkungsvoller zu den Sinnen, als lange Aufzeichnungen. Man muß zwischen den Zeilen lesen lassen, der Phantasie Spielraum gewähren. —

Ein langjährig thätig gewesener Beamter wurde pensionirt. Seine Pension ist so bedeutend, daß er dabei verhungern kann. Der Mensch thäte gut daran, sich anzuhängen. Einige Kollegen und meine Wenigkeit mußten neulich für ein Versehen, daß uns nicht einmal erwiesen werden konnte, Strafgeelder bezahlen. Wir

haben bei 30 Thalern Gehalt für 100 Thaler Verantwortlichkeit. Wer unsere Arbeit nicht kennt, dem fehlt die Vorstellung unserer Lage. Was sollte ich noch weiter sagen? — Meine Bücher schlafen. —

Frau Weinberg wird protegirt von einem bekannten großen Banquier. Ich sah beide im Thiergarten spazieren fahren. Ich komme bald dazu, an der Ehrbarkeit der Frauen überhaupt zu zweifeln. Solange ich nicht genau die Umgebung betrachte, solange erscheinen sie mir gut; sobald ich genau hinschaue, fällt der Nimbus. — Eine große Sängerin, die ich auf den Brettern bisher vergötterte, soll von einem hohen Herrn protegirt werden. Ich möchte darauf schwören, daß es so sei. Seitdem ist auch dieser Traum in alle Winde gestoben. — Der ehemalige Helbentener hilft fleißig, meine besseren Absichten von der Menschheit abzuschwächen. — Er ist ein Polizeispion in Scandalgeschichten. Nenne ich ihm einige bekannte Namen, so weiß ich nun schon im voraus, daß er aus bewährter Quelle irgend welche bedeutamen Flecken kennt. Der Teufel hole seine Denunziantenseele! — Aber es zieht mich magnetisch zu ihm, ich kann nicht anders! — Louise Bürger, das Stiehmädchen allein steht makellos da; so habe ich doch wenigstens eine Dase gefunden, durch welche meine verzweifelte Stimmung ein kleines Labjal empfängt. Oder wäre dem vielleicht auch nicht so? —

Unter den Linden gehen täglich gepuzte Menschen spazieren. Es ist dies der Revueplatz für die berliner „hohe Welt“. Man zeigt sich von seiner vortheilhaftesten Außenseite und läßt das Unbequeme zuhause, oder verdeckt es durch Kleider und künstliches Miensenspiel. In seinen Restaurants trifft die „Hautvolée“, wie der Franzose sagt, beim Champagner zusammen. Freude und Lust herrscht in diesem prächtigen Viertel. Meine Erinnerung richtete sich unwillkürlich auf den Buchbinder in meinem Hause in der Rosenthalerstraße. Ich war neulich bei dem armen Mann, um ein Buch binden zu lassen. Ein kleiner Junge öffnete und rief den Vater, der mich alsbald erkannte und auf einen Stuhl niederzusetzen hat, dessen Geschlecht nur noch die Spuren ehemaliger Vollständigkeit zeigte. Es war das einzige Gefäß. — Meine Angelegenheit war bald erledigt. Der Mann war redselig. Die Unterhaltung kam freilich bald auf die eigne Noth, die ja vor Augen lag. „Meine Frau ist todt, vor einem Jahr hab' ich sie begraben; die armen Würmer haben jetzt noch mich, und ich — hier ging seine Stimme zum Flüsterton herunter — lebe nur noch von Brod und Pferdefleisch. — Das Mietzsgeld bin ich seit zwei Monaten schuldig und wenn Frau Katemstj kein Mitleid hat, — er vollendete seinen Satz nicht, sondern überließ mir die Fortsetzung. Ich bin ein ehrlicher Kerl, fuhr er fort; — was andere machen, kann ich nicht, um obenauf zu schwimmen; Krankheit hat mich zurückgebracht und einem Bettler will jetzt niemand Arbeit geben. — Oft stand ich auf der Stelle, wo man nur „einen“ Schritt zu machen braucht, um den letzten Rest seiner Ehre zu verlieren, wo man alles rund um sich gähnen sieht, wie eine unendliche Wasserwüste; nirgends Halt, nirgends ein rettender Unter — aber „der“ Stern soll erst aufgehen am großen Himmel, der herniederblickt auf mich, als einer, der Ehre, Stolz und Menschenwürde mit den eignen Füßen in den Noth getreten hat. Niemals, mein lieber Herr, niemals taucht der Stern auf; man mag mich auf die Straße werfen, mich verspotten, ich kann von den Trägern der Thiere mich nähren, von den Resten der Nahrung meiner Brüder, von den Abfällen, die auf den Kehrichthaufen geworfen werden, meinen Hunger stillen, das kann alles geschehen, denn der Mensch klammert sich ja mit der letzten Kraft noch an dies Leben an, das den Armen mehr eine Bürde, als eine Lust ist; aber ein Dieb, ein Verbrecher? — Der Buch-

binder schüttelte den Kopf und schwieg. Ich bot ihm den Betrag für den Einband meines Buches im voraus an; er verweigerte es mit edlem Stolz, der einzigen Reliquie seiner ehemaligen Wohlhabenheit, worauf ich dem einen Kinde ein Geldstück mit der Bemerkung gab, sich dafür etwas zu kaufen. —

Seit acht Tagen bin ich zum Nachtdienst kommandirt. — Man arbeitet von morgens bis zum nächsten Morgen, kommt dann übermüdet, fiebernd und aufgeregter nachhause, und hat einen freien Tag. — Freier Tag klingt schön! Aber der Teufel hat dieses Wort erfunden, Narren erscheint er göttlich! Zweimal in der Woche Nachtdienst, das gibt zwei solcher freien Tage, an denen man Zeit hat, mit eintriger Ruhe — ich bin oft wüthig — über die göttliche Weltordnung nachzudenken! —

Wenn ich mir die Thatsache erklären soll, daß mir von allen Seiten die Herzen zusliegen, daß man mir bereitwilligst die Thüren öffnet und mich zu Gast ladet, so kann ich den Grund nur in dem Verständniß für fremder Menschen Leiden und Schmerzen finden, in dem Mitgefühl, das in mir lebt für all die, welche ihr schweres Kreuz daher schleppen. Das Bedürfniß der Menschen, sich mir mitzutheilen, unaufgefordert das Entschließen von tausend Kleinigkeiten, die fortwährende Frage, was „ich“ wohl in diesem oder jenem Falle machen würde, das alles ist mir oft grenzenlos lästig und peinigend und oft empfinde ich es als einen Fluch, daß gerade ich es bin, der täglich mehr den Kelch der Leiden kennen lernen soll. — Zu meiner Wirthin kommt bisweilen eine alte Jüdin. Sie hat mich neulich, sie gelegentlich auch einmal aufzusuchen und heimlich fügte sie hinzu, daß ich ihr bei etwas behülflich sein möchte, das ich doch am besten verstünde. — Da meine Wirthin die Frau als eine arme Person hinstellte, so folgte ich der mehr als bittenden Aufforderung und ging an einem der „freien“ Nachmittage zu ihr. Durch ein sehr armeliges Gemach gelangte ich in ein paar komfortable Zimmer. Die Frau machte mich nach längerer Zeit mit ihrer Absicht be-

kannt. Ich sollte ihr ein Gesuch um eine Geldunterstützung ausstellen. Hatten mich schon die Kontraste in ihrer Wohnung überrascht, so stieg mein Erstaunen durch dieses Ansuchen noch mehr. Sie bemerkte indeß nichts davon und während sie Papier und Schreibzeug herbeifuchte, kam ich trotz allem Widerwillen gegen diese Arbeit bei mir überein, das Treiben dieser seltsamen Frau zu erforschen. Die Redensart: „Problematische Existenzen“ fand einen neuen Beleg. — Um kurz zu sein, schreibe ich hier nur das Resultat dieser meiner neuesten Bekanntschaft auf. Die Jüdin lebt in sehr guten Verhältnissen auf Kosten des Mitleids ihrer Glaubensgenossen. Ihre Wohnung ist in zwei Regionen getheilt. Was ich zuerst gesehen, war der Theil, wo der Besuch von Almosengebern empfangen wird, der bereits an Skeptizismus im Geben leidet. So umgibt sie sich beständig mit dem Schein von Dürftigkeit, während sie in dem andern Flügel ihrer Residenz die Geschenke aufstapelt. Wenn sich meine Tochter verheirathet, muß ich ihr doch eine anständige Mitgift geben, sagte sie, während ich mich vergeblich bemühte, die angebliche Noth in den schrecklichsten und grellsten Farben auszumalen. — Mit den Worten: Ich bin heute fürchterlich wüthig im Kopf, ich werde morgen das Gesuch beendigen, verließ ich diese Stätte, schamloseten Bettelns. Zuhause erzählte ich diese neue Vernichtung meiner guten Ansichten von der Welt meiner Wirthin, die zwar das Getriebe der Jüdin nicht billigte, doch keineswegs so verdammenswerth fand, wie ich es mit eifrigen Worten schilderte. Ein Mensch, der so etwas noch vertheidigt, kann meine Hochachtung nicht besitzen. Auch die können innerlich schlecht sein, die sich ängstlich bemühen, vor der Welt den Schein der Ehrbarkeit zu retten. Es ist die blanke Furcht, nicht die innere Ueberzeugung. — Um eine Erfahrung reicher, schliesse ich dieses trübselige Kapitel. — Meine Bücher schlafen noch! —

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Reklung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Feindenhasser;
Da lief ich wie ein fließend Wasser,
Das Wasser lief vor mir vorbei.

Da stand ich nun, verzweifelt, stumm;
Im Kopfe ward mir's wie betrunken,
Fast war ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte just dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzünden:
„Nimm dich in Acht! Der Fluß ist tief!“

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich seh', so ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Räthchen!“
O schönes Räthchen! Du bist gut.

Du hältst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sei auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Göthe.

Afrika und seine Erforschung.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. Max Kraußl.

(Schluß.)

Im Oktober 1879 ist der czechische Afrikareisende Dr. Holub aus dem äquatorialen Afrika mit kartographischen Aufzeichnungen der Kalahariwüste nach Europa zurückgekehrt. Wie Beschuel-Lösche die Voango-Regen lobt, so weiß Dr. Holub auch viel Gutes von den Marutse-Mambunda-Stämmen, die unter gleicher Breite vom Mittelpunkt bis zur

Ditüste Afrikas wohnen, zu erzählen. Er berichtet folgendes darüber: „Von dem durch seine großartigen Viktoria-Fälle auch in Europa berühmt gewordenen, mächtigen Zambesistrom bogenförmig im Süden umsäumt, dehnt sich im Innern Südafrikas ein Eingebornen-Reich aus, das in jeder Beziehung das Interesse des Forschungsreisenden fesselt. Natur und Mensch stehen in diesem von Marutse-Königen beherrschten Reiche in so auffallendem Kontraste zu den benachbarten Gebieten, insbesondere aber zu den Ländern südlich des Zambesistroms, daß schon ein kurzer Aufenthalt von wenigen Tagen genügt, um die eigenthümliche Kulturstufe dieses südafrikanischen Reiches klar vor Augen treten zu lassen. Es gilt dies nicht nur von dem landschaftlichen Charakter dieser Gegenden, welche durch ihre üppige Vegetation den wohlthätigsten Gegensatz zu den einförmig gewellten öden oder mit niedrigem Graswuchs und hie und da mit Buschwerk bedeckten Flächen des Salzpflanzengebietes bilden, sondern auch in Bezug auf die verschiedenartige Bevölkerung dieses Reiches, ihren physischen Typus und ihren psychischen Charakter. Sitten und Gebräuche, Tracht und Lebensweise, mit einem Worte alle einzelnen Kulturmomente stellen die Stämme des vereinigten Marutse-Mambunda-Reiches hoch über die übrigen Eingebornenstämme Südafrikas. Darf man aber in geringeren oder höheren Grade von Pietät in der Behandlung der Todten einen Maßstab für die Kulturstufe eines Volkes suchen, so erhält der oben ausgesprochene Satz seine vollste Bestätigung durch die bei der Bestattung der Todten im Marutse-Mambunda-Reich üblichen Gebräuche. Während die Kaffern und Betschuanenstämme südlich des Zambesi ihre Todten im Dunkel der Nacht in der Nähe ihrer Hütten unter den Einfriedungszäunen bestatten und sich die größte Nähe geben, diese Stätten geheim zu halten, aus Furcht, es könnte die Ruhe der Hingeschiedenen durch Menschen oder Geisterhand gestört werden, treten im Marutse-Reiche die Ruhbestätten der Todten allerorts deutlich erkennbar hervor, weil sie mit ringsherum gepflanzten Klapperbäumchen oder Jagdtrophäen, wie Elefantenzähnen und Antilopenhädeln geziert sind. Aber nicht nur die Wohnungen der Todten, sondern auch die der Lebenden, ja sogar die Behausung der Haushiere sind reinlich und geräumig.“ Weniger gut ist der Reisende Holub auf die Hottentotten zu sprechen: „In keinem zweiten Theile des großen afrikanischen Continents dürfte der Ausdruck von der dornenvollen Laufbahn des Forschungsreisenden so sehr seine innere Berechtigung aus der den Menschen umgebenden Pflanzenwelt ableiten, als in jenem Theile Südafrikas, der sich im Norden der Kap-Kolonie bis zu den beiden Strömen Zambesi und Cunano ausdehnt und durch die Kalahariwüste sein typisches Gepräge erhält. So wie im Norden Afrikas unter dem Wendekreise des Krebses, so dehnt sich hier unter jenem des Steinbockes ein durch seine Regenarmuth charakterisirtes Erdreich aus, in welchem die Vegetation, durch die Wasserarmuth beeinflusst, die Blattbildung unterdrückt, an ihrer Stelle die Dornbildung im hohen Grade begünstigt wird. So sind die Gebiete der Namaqua und Be-

huana ein Land der Dornengewächse, dessen Durchwanderung trostlos und mühselig zu gleicher Zeit ist. Und um die Uebereinstimmung in der organischen Welt vollständig zu machen, begegnen wir auch bei den Eingeborenen Eigenschaften, welche dem civilisirten Europäer dornig vorkommen werden, denn die Mehrzahl der farbigen Eingeborenen dieser Länder zeichnet sich durch einen seltenen Grad von Unreinlichkeit aus. In dieser Beziehung ringen die drei großen Familien der Hottentottenrasse, die eigentlichen Hottentotten, die Koranna und Griqua, mit dem im westlichen Katabelelande ansässigen Bchuanastamme der Katalata um die Siegespalme. Während aber die im Katabelelande wohnenden Katalata, abgesehen von einem intensiven Hange zum Diebstahl, in welchem sie die Angehörigen der Hottentottenrasse noch übertreffen, durch ihre Arbeitsamkeit, ihre züchtigen Sitten und eine gewisse Ordnungsliebe in der Haltung ihrer Gehöfte einigermaßen den schlechten Eindruck verwischen, den sie durch die geringe Pflege ihres Körpers hervorrufen, verschwinden alle diese mitberührenden Züge im Charakter, in den Sitten der Koronna und Griqua.

In der wohl auch durch das Klima beförderten Indolenz und Energielosigkeit übertreffen diese beiden Stämme selbst die äbel beleumundeten Buschmänner, welche zum mindesten die Felswände ihrer Höhlen mit Zeichnungen schmücken. Die Koranna hingegen verwenden unter allen Stämmen Südafrikas die geringste Mühe auf das Aufbauen und die Instandhaltung ihrer Wohnungen. Wenn der Koranna sich aus der ihm eigenthümlichen Trägheit, dem Mangel an Streben und Ausdauer herausreißt, um als Diener Anderer zur Arbeit zu greifen, so geschieht das nur, weil ihm dadurch die Möglichkeit geboten ist, sich dem heißersehnten Branntweingenuß hinzugeben. Seine Hütte, aus Baumzweigen und Binnetmatten hergestellt, gleicht einem Bienenkorb. Das Innere entspricht dem Außern. In der Mitte eine schüsselförmige Vertiefung als Feuerherd, einige niedrige mit Duerhölzern verbundene Holzgabeln, behangen mit den Ueberbleibseln einstiger europäischer Kleidungsstücke, einige Ziegen- oder Schaffelle, weiter einige Töpfe, und damit ist die Einrichtung erschöpft. Es läßt sich kaum etwas Trostloheres und zugleich Unreinlicheres als das Innere einer Korannahütte denken."

Mit Dr. Holub zugleich traf von dem in Kairo (Aegypten) lebenden Naturforscher Dr. Schweinfurth eine ausführliche Schilderung der Ursachen des Rohlfs'schen Mißgeschicks ein, über die man lachen könnte, wenn sie nicht so traurig wäre. Sie liefert den Beweis, daß die Priester unter allen Himmelsstrichen Feinde der Wissenschaft sind. Der Einfluß der in den nordafrikanischen Wüstengebieten überall eingebürgerten Snußi, dieser Feinde des Islams, hat in den letzten zehn Jahren, erzählt Schweinfurth, riesenhaft zugenommen. Ueberall in den Oasen und an den Knotenpunkten des Karawanenverkehrs, in den Städten, wie an den Sammelpunkten nomadischer Araberstämme hatte der Orden seine mit Schulen und Moscheen ausgestatteten Niederlassungen angelegt. Das Haupt der gesammten Verbrüderung, ein gewisser Sidi-el-Mahdi, hat seinen Wohnsitz an der Grenze des ägyptischen Gebiets zu Dschrabub, westlich von der Oase des Jupiter Ammon. Die unbeschränkte Autorität, welche dieser Snußi-Papst nicht nur über alle Säuier Nordafrikas, sondern auch über die Araberstämme der umliegenden Wüsten ausübt, sollten Rohlfs und Dr. Stecher in Dschallo bitter zu spüren bekommen, als sich herausstellte, daß niemand sich zur Führung ihrer Karawane nach Kufara hergeben wollte, einfach aus dem Grunde, weil Sidi-el-Mahdi verboten hatte, den Christen behilflich zu sein. Wie die Reisenden mit dem Tode bedroht und ausgeplündert worden sind, und unter welchen Anstrengungen sie die Rückreise erzwungen hatten, haben wir in einem früheren Artikel erzählt.

Wenden wir uns zu den neuesten Bestrebungen und Plänen, welche Staaten und Private gegenwärtig ins Werk setzen, um das Innere Afrikas dem Verkehr zu erschließen.

Unter dem 25. November meldet das französische Ministerium der öffentlichen Bauten die Absendung von zwei Expeditionen nach der algerischen Sahara. Die erste wird vom Ingenieur Choisy angeführt und soll die Wege von Bisra nach Quargla, von Quargla nach El Golea und von El Golea nach Vaphoat untersuchen. Außerdem fällt ihr die Reconnoscirung des Terrains von Tiarel nach El Maia zu. Die zweite Expedition unter den Befehlen des Ingenieurs Clavenad wird von Hassolma aus über Metarias gegen den Süden vordringen, um, wie bereits in der Abhandlung über das Nigergebiet angedeutet wurde, Studien zum Baue einer Saharaeisenbahn zu machen. Wenn wir noch den militärischen Spaziergang erwähnen, den gegenwärtig der ägyptische General Gordon von Pascha zwischen Chartum und Magdala (Hauptstadt von Aethiopien unter dem 11. Grad nördlicher Breite) und der englische General Wolseley im Zululande (Südostküste Afrikas unter dem Wendekreis des Steinbocks) anführen, so haben wir alle Neugierden aus Afrika erschöpft. — Was haben die tausendjährigen Anstrengungen der Afrikaforscher geleistet? wird mancher Leser fragen. Im Grunde genommen nicht viel. Von den 29,930,600 Quadratkilometern Afrikas kennen wir kaum den dritten Theil. Zu beiden Seiten des Aequators ist noch ein Gebiet von fast 4 Millionen Quadratkilometern unbekannt. Im Norden sind Darfur und Adamaia die letzten bereisten Länder; im Osten begrenzen der Tanganjitaee und die Nyam-Nyamländer unsere Kenntniß; im Süden sind es die durch Livingstone, Cameron und Stanley durchzogenen Landschaften Moluwa und das Reich des Cazembe, welche die Marken bilden, während im äquatorialen

Westafrika die Europäer noch kaum 230 Kilometer tief ins Innere vorgebrungen sind. Es liegt also noch ein großes Forschungsgebiet offen und da nach neuesten Nachrichten Stanley bei Angola an der westafrikanischen Küste sich ausgeschifft hat, um zum drittenmale in die äquatoriale Wildniß zu dringen, so wird das alte Wort „etwas neues aus Afrika“ nach wie vor seine Geltung behalten. Wer einmal die Wunder der Tropen geschaut, kann nicht ruhen noch rasten, bis seine Gebeine unter den Palmen bleichen. Ehret die Märtyrer der Wissenschaft, ihre Thatenspur ist die Furche für die Keime der Gessittung.

Dr. Max Trausil.

David Garrick, einer der größten Schauspieler, dessen Bild die „Neue Welt“ auf Seite 196 ihren Lesern vorführt, wurde als der Sohn eines englischen Kapitäns den 20. Februar 1716 in einer Schenke zu Hereford in England geboren. Im zwölften Jahre offenbarte sich bereits sein schauspielerisches Talent in Farquhars Lustspiel „Der Verbeoffizier“, welches er in Gemeinschaft mit seinen Mitschülern auführte. Nachdem er ein Jahr lang auf dem Komptoir seines Oheims, eines reichen Weinhändlers zu Lissabon, thätig gewesen, kehrte er nach England zurück und hörte in einer Schule zu Lichfield Sam. Johnsons Vorlesungen über die lateinischen und griechischen Klassiker, ging dann mit seinem Lehrer nach London, wo er die Rechte, Logik und Mathematik studirte. Zugleich eröffnete er in Gesellschaft seines Bruders ein Weingeschäft, welches er aber bald wieder aufgab, um sich der ihm von der Natur bestimmten Laufbahn zu widmen. Zuerst gestirte er unter dem Namen Lyddel in Ipswich, zog dann einen Sommer lang mit einer wandernden Schauspielertruppe umher, wurde aber hierauf von Gifford, dem Besitzer des Goodman'sfield-Theater zu London engagirt und trat bereits im Juli 1741 in der Rolle Richard III. mit solchem Erfolge auf, daß die großen Nationaltheater fortan leer blieben und sich alles kunstliebende Publikum nach dem kleinen Theater hündrängte. 1742 spielte er in Irland, 1745 im Drury-Lane-Theater in London, welches er 1747, nachdem sein bisheriger Besitzer bankrott geworden, ankaufte, und in Verbindung mit Lacy die Direktion übernahm. Nach 35jähriger ruhmvoller Thätigkeit nahm er am 10. August 1776 vom Theater Abschied, zog sich auf sein reizendes Landhaus bei London zurück, starb aber bereits am 20. Januar 1779 an einem alten Steinleiden. Sein Leichnam wurde in der Westminsterabtei in unmittelbarer Nähe eines, dem Andenken Shakespeares von londoner Frauen gewidmeten Denkmals beigesetzt. Schon der großartige Leichenkondukt zeigte, in welch hohem Rufe der Künstler stand, denn die gesammte vornehme Welt theilte sich und man will allein 70 sechspännige Equipagen gezählt haben.

Garricks Bedeutung lag sowol in seiner unerreicht dastehenden mimischen Begabung als in der natürlichen Art, seine Rollen darzustellen. Der berühmte Naturforscher und Humorist Lichtenberg charakterisirt dies trefflich in einem Briefe an H. Ch. Voie, das bekannte Mitglied des Hainbundes, indem er sein Spiel mit dem eines seiner bedeutendsten Zeit- und Fachgenossen, dem Weston vergleicht. Er sagt: „Weston ist eines der drolligsten Geschöpfe, die mir je vor Augen gekommen sind. Figur, Stimme, Anstand und alles erweckt Lachen, ob er es gleich nie zu wollen scheint und nie selbst lacht. Kaum erscheint er auf dem Theater, so vergißt ein großer Theil der Versammlung wohl gar ihm zu Gefallen das Stück und sieht ihn isolirt seine Künste machen. Sie sehen, vor solchen Richtern kann ein solcher Mann nicht schlecht spielen. Die Leute wollen nur ihn sehen. Mit Garrick ist es ganz anders, man will in ihm den wirksamen Theil des Ganges und den täuschenden Nachahmer der Natur finden.“ Aber geradezu bewundernswürth ist die Vielfeitigkeit Garricks, denn er hat ebenso als Held, wie als Liebhaber, Intriguant und Charakterdarsteller geglänzt. In dem bereits erwähnten Briefe schreibt Lichtenberg: „Ich bin nunmehr ziemlich überzeugt, daß ihn (Garrick) in Rollen, die er einmal übernimmt, schlechterdings niemand übertrifft, der nicht Garrick ist, ich meine, in dessen Seele und Körper sich kein solches System von Schauspieler-talenten findet als bei ihm; und einen solchen Mann hat England außer ihn noch nicht gesehen, wenigstens auf seiner Schaubühne nicht.“ Seine ihm von der Natur gegebenen Talente wurden außerdem noch wirksam unterstützt durch einen schönen Körper, und Zeitgenossen von ihm schreiben mit Entzücken über das Ebenmaß seiner Glieder und über das Gefällige und Sichere seines Auftretens und seiner Bewegungen. „Er geht und bewegt sich unter den Schauspielern, wie der Mensch unter den Marionetten“, sagt Lichtenberg, welcher oft Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten in nächster Nähe zu bewundern. Der große Darsteller war aber auch produktiv als Dichter; denn er schrieb außer einer großen Anzahl Prologe, Epiloge, Oden, allein 27 Lustspiele, von denen sich einige sogar bis in die Neuzeit erhalten haben.

Die Kunst hatte Garrick nicht allein die Freundschaft und die Günst der geistigen Kapazitäten sowie der Aristokratie seines Landes eingebracht, sondern auch ein sehr bedeutendes Vermögen. Geizig, wie man behauptet hat, scheint er jedoch nicht gewesen zu sein, wenn den beiden Anekdoten, welche einer seiner Biographen von ihm erzählt, wahre Thatfachen zugrunde liegen. Er soll nämlich einst jemandem 500 Pfund Sterling geliehen haben. Als nun dieser ohne Verschulden in mißliche Verhältnisse gerieth und von soviel Stäubigern geplagt wurde, daß seine Verwandten sich zu einer Intervention gezwungen sahen und einen Tag bestimmten, an dem die zu seiner Errettung

nöthigen Schritte berathen werden sollten, schrieb Garrick, anstatt diesen für ihn günstigen Umstand zu benutzen, an seinen Schuldner einen Brief, in dem er ihn bat, doch gelegentlich der Zusammenkunft der Gesellschaft beiliegendes Papier in das zur Verherrlichung des Festes angezündete Freudenfeuer zu werfen. Das beiliegende Papier war nämlich der Schuldschein. — Als ihm eines Tages ein Chirurg, den er öfters bei sich zu Tische sah, die Mittheilung machte, daß er verloren sei, wenn er nicht sofort 1000 Pfund Sterling bekäme, sagte G.: „Tausend Pfund! Das ist verteuert viel Geld, — und welche Garantie bietet Ihr?“ „Ich habe nichts, als mein Wort.“ „Was sagst du“, bemerkte Garrick, indem er sich an seine Frau wandte, „zu diesem Herrn hier, der tausend Pfund bloß auf sein gutes Gesicht hin geliehen haben will? Hört mich an: Alles, was ich für Euch thun kann, ist, Euch jemand zu nennen, der vielleicht das Geschäft machen will.“ Der Bittsteller war freudig erstaunt, als er die Adresse dieses jemand erhielt, der kein anderer war, als der Bankier Garricks, welcher von diesem angewiesen wurde, die gewünschte Summe auszuzahlen. — Von 1763—1765 machte G. eine ihm zur Erholung angerathene Reise nach Deutschland, Italien und Frankreich, ohne jedoch Gelegenheit zu geben, daß man auf dem Continent sein schauspielerisches Talent durch persönliche Anschauung bewundern könnte. Der Rehrzahl der Deutschen, überhaupt der europäischen Höfe, hat er aber seine Aufwartung gemacht und wohl auch außerdem öfters in Gesellschaften einige Proben seiner mimischen Verwandlungsfähigkeit gegeben. Empfangen wurde er überall mit der Auszeichnung, die ein so bedeutender Künstler verdient. urt.

Der Kurd-Kabulpaß. (Bild Seite 197.) Zwanzig Meilen östlich der Stadt Kabul liegen auf den Wegen nach Jellalabad und dem Kheiberpaß die verrufenen Kurd-Kabulpässe, welche am 6. Januar 1842 der Schauplatz des Rückzuges der Engländer waren. Die hier bis zu 1800 Meter aufsteigenden Berge sind durch tiefe Schluchten zerissen, deren Szenerie außerordentlich wild und rauh ist. Hier, noch vor dem Kheiberpaß, ist die fünf Meilen lange Wasserfalle, in der das britische Heer, 5000 Mann, mit seinem Troß 26 000 Köpfe, durch Hunger, Frost und den sechs Tage und Nächte währenden Anprall der Afghanen aufgerieben wurde, ein Ereigniß, das an die Niederlage des römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde (im 9. Jahre n. Chr.) erinnert. Siebenunddreißig Jahre später drohte den Engländern eine zweite Kurd-Kabul-Katastrophe. Wir haben in Nr. 9 den Lesern der „N. W.“ erzählt, wie die beiden Gegner, Russen und Engländer, in Innerasien eine Zwickmühle gegen einander eröffnet haben und wie die ersteren die Afghanen und die letzteren die Turcomanen aufsehen. Der russische Vorfraß, der immer mehr vorrücken muß, hat den Verlust seiner 13 000 Soldaten (unter Lazarew bei Merv gefallen), durch einen von ihm in Szene gesetzten Aufstand in Kabul gerächt.

Nachdem der englische General Roberts die Hauptstadt Afghanistan, Kabul, besetzt und „pacifizirt“ hatte, indem er 49 an dem Gesandtenmord Beteiligte aufhängen ließ, ließ er auch den Emir Zukub Khan nach Peshawar in Indien abführen, trotzdem sich derselbe am 26. September den Engländern freiwillig stellte. Nach der Schleifung von Balahissar, der Citadelle von Kabul, schien Afghanistan Widerstand gebrochen. Kabul blieb trotz einer sehr hohen Kriegskontribution ruhig; desto mehr gährte es in der zweiten Hauptstadt, in Herat. Die dortige 10 000 Mann starke Garnison bestürmte ihren Kommandanten Gub Khan, daß er sie gegen die Engländer unter General Stewart in Kandahar führe. Dieses Manöver scheint nur eine Kriegslüge der Afghanen gewesen zu sein, denn am 11. Dezember wurde General Roberts von 10 000 Aufständischen unter den Banner von Kabul angegriffen. Es muß sehr heiß hergegangen sein, denn obgleich die Engländer nur geringe Verluste an Todten und Verwundeten eingestanden haben, haben ihnen doch die Afghanen vier Kanonen genommen, die nur mit schwerer Mühe wieder erobert wurden. Es sollte aber noch schlimmer kommen.

Die im Solde Rußlands stehenden Bergbewohner drängten auf den nur ihnen bekannten Felsensteigen in das Flachland hinab und griffen zur selben Zeit die einzelnen Abtheilungen des Generals Baker in Kohistan und des Generals Hugh in Dschellalabad an, um ihr Konzentriren zu verhindern. Die englischen und indischen Truppen sondeten plötzlich die Brunnen verschüttet und den Mundvorrath verdorben. Zudem gab es keine Kameele zum Transport und keine Munition. Die Engländer haben in Indien wie überall, was das Kriegswesen betrifft, nichts gelernt und nichts vergessen. Wie aus der Erde gewachsen, zog von Herat und Turkestan eine Armee mit 123 Geschützen daher. Die Mollas predigten im ganzen Lande den „heiligen“ Krieg und alle Abtheilungen der Engländer waren bedroht und im Handumdrehen abgeschnitten. Um

der Ueberrumpfung in den Straßen von Kabul zu entgehen, zog sich General Roberts nach dem vom verstorbenen Emir Schir Ali besetzten Lager von Schirpur zurück und suchte es durch weitere Verstärkungen sturmfrei zu machen. Infolge des Abschneidens der Telegraphenbrüche fehlte es tagelang an jeglicher Nachricht. Nur ab und zu spielte der Spiegeltelograph und bat um Verstärkung. General Gough, der seinem ungeliebten Oberbefehlshaber die gewünschten Verstärkungen zuführte, berichtete, daß die Gilzai (Bergbewohner) hinter ihm wie Meereswellen zusammenschlugen. Da bescheerte Frau Fortuna der alten Britanien ganz unerwartet ein Weihnachtsgeschenk in Gestalt einer Siegesbotschaft. Am 23. Dezember sollte General Roberts aufgerieben werden. Derselbe, von Spionen gewarnt, kam den Afghanen zuvor und brachte ihnen eine Niederlage bei. Der wiederhergestellte Telegraph meldet, daß in Kabul weiter „pacifizirt“, d. h. gehängt wird. Als Anstifterinnen des Aufstandes wurden die Frau und die Mutter des Emirs Zukub Khan bezeichnet und in sicheren Gewahrsam gebracht.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!
Ketschwahos Krieger, welche voriges Jahr den vierten Napoleon erschlugen, rächten den Regier Louisant Louverture, den Diktator von Hayti, den einst der erste Napoleon einferkern und vergiften ließ.
Wer wird die Mekeleten in Afghanistan rächen? — Dr. M. T.

Literarische Umschau.

„Prairiefahrten. Reisejottizen aus den nordamerikanischen Prairien. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und Original-Illustrationen von W. von Elliot und anderen.“ Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. Wer möchte sich nicht mit dem interessantesten Lande und Staatswesen, das unser Jahrhundert aufzuweisen hat, möglichst genau bekannt machen wollen! Und wie wenige können sich rühmen, eine solche genaue, allgemein erstrebenswerthe Kenntniß schon zu besitzen! Daher haben sich in jüngster Zeit schon viele gefunden, welche dem Schilderungsgewandten Kenner nordamerikanischer Lande und Zustände Ernst von Hesse-Wartegg mit Vergnügen und geistigem Nutzen auf seinen Prairie- und sonstigen Fahrten „jenseits der großen Wasserwüste“ gefolgt sind, und noch mehr dürsten sich in Zukunft dazu finden. Der Verfasser erzählt in geschäftigem, jeden schönfärbereischen Prunk verschmähenden und dem Allgemeinverständnisse völlig offenen Stile, wie in Amerika Staaten entstehen, wie es in den großen Städten und auf den endlosen Prairien aussieht, er entrollt bunte Bilder von Mennonitenansiedlungen, mährischen Prairiedörfern und Hundestädten, von Prairiehagen u. s. w. u. s. w., alles unterhaltend und belehrend — alles für jedermann lesens- und behaltenswerth.

„Handelspolitische Aufsätze.“ Hamburg, Verlag von J. S. B. Dieß. Die drei Bogen umfassende Broschüre ist der Abdruck mehrerer im Sommer 1879 in der hamburger „Gerichtszeitung“ erschienener Artikel, deren Inhalt sich vorwiegend mit dem „Verhältniß der Hansestädte, insbesondere Hamburgs, zur deutschen Zollgebietsbildung“ beschäftigt. Mehr von allgemeinem Interesse ist der erste Theil, die Handelspolitik Napoleons und die deutschen Hansestädte, sowie eine kurze Entwicklung der Zollverhältnisse in Deutschland enthaltend. Aber auch die zweite Hälfte der Schrift, welche die Frage: Freihafen oder Zollanschluss? beantwortet, enthält, wenn darin auch vorwiegend die Stellung der Hansestädte zu den Zollgebietsen gekennzeichnet wird, viel des Belehrenden für Jedermann. Worauf der Inhalt hinausläuft, zeigt der Satz, mit dem der Verfasser seine Abhandlungen schließt: „Wir wünschen deshalb, daß die Hansestädte der Nordsee ihre Freihafenstellung sich erhalten mögen, um ihre Welthandelsstellung und damit die Stellung Deutschlands im Welthandel zu bewahren und zu erweitern.“ Wer die Gründe für diesen Wunsch kennen lernen will, der laufe sich die Schrift. urt.

„Unterricht zur Selbsterlernung der einfachen und doppelten Buchführung“ nach einer praktischen und bewährten Methode für Kaufleute, Gewerbetreibende, Fabrikanten etc. In Vorkursen. Vorbereitet und herausgegeben von A. Heilig, Inhaber eines Privat-Instituts für wissenschaftlichen Unterricht und Lehrer der Comptoirwissenschaften an der Handelslehrenschule zu Hirschberg in Schlesien. Vollständig in etwa 10 bis 12 Vorkursen, à 60 Pf. Hirschberg in Schlesien, Verlag von August Heilig, 1880. Die uns vorliegenden ersten sechs Vorkursen behandeln ihre Thematata in klarer und übersichtlicher, mit Beispielen reichlich illustrirter Darstellung und nehmen bei den vorgeführten Beispielsbuchungen auf die verschiedensten Vorkommnisse und Geschäfte des kaufmännischen Lebens Bezug. Alle, die sich den Eifer und die Bestandselbstständigkeit zutrauen, die dazu gehören, eine an sich nicht ganz leicht zu erlangende Fertigkeit ohne Lehrer zu erwerben, mögen sich das Werk empfohlen sein lassen.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Die Eroberung des Himmels. (II. Schluß). — Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich (Fortsetzung). — Zrffahrten (Fortsetzung). — Poetische Wehrenlese: Rettung, von Goethe. — Africa und seine Erforschung. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (Schluß). — David Garrick (mit Porträt). — Der Kurd-Kabulpaß (mit Illustration). — Literarische Umschau.